



Gesundheit von Migrantinnen mit und ohne Fluchterfahrung
Fishbowl mit Susan Bagdach, Prof. Dr. Theda Borde, Imane Mourid Kettani, Dr. Aydan Özdaglar
Moderation: Cornelia Ullrich

**Arbeitskreis
Frauengesundheit**
in Medizin,
Psychotherapie und
Gesellschaft e.V.

unabhängig - überparteilich

Cornelia Ullrich: Wir haben heute Morgen schon viel gehört über strukturellen und inneren Rassismus zur Stabilisierung von Herrschaftsstrukturen, über Probleme der Integration/Inklusion, über Migrationsfaktoren und auch über die Kunst des Zusammenlebens. Mit diesem Podium würde ich gerne an konkreten Fragen weiter diskutieren. Wir werden hier kurz auf dem Podium die wichtigen Fragen zur Zielsetzung, zu gesundheitspolitischen Forderungen und Bedarfen, die politische und auch forschungspolitische Ebenen ansprechen, um eine Idee davon zu bekommen, was wir als Angehörige der Mehrheitsgesellschaft tun können, damit Inklusionsprozesse gelingen. Wir haben hier zwei leere Stühle. Sie sind herzlich eingeladen diese Stühle zu besetzen, um mit zu diskutieren und Ideen beizutragen. Frau Özdaglar, geht das überhaupt? Können wir und wenn ja wie, gut und gemeinsam miteinander leben?

Aydan Özdaglar: Ich finde es ganz interessant, dass es bei Fragen wie dieser den Eindruck gibt, als ob es immer um ein Verständnis zwischen der einen und der anderen Gruppe ginge. Aber wie verhält es sich denn innerhalb einer der Gruppen? Es ist nicht so, dass sich dort alle verstehen. Oder wenn wir auf „die Fremden“ schauen: Ein Deutscher und ein Fremder aus der gleichen Schicht verstehen sich nicht selten besser, als Deutsche aus unterschiedlichen Schichten untereinander. Oder, das betrifft meine eigenen Erfahrungen im Konsiliardienst eines Krankenhauses, wurde ich manchmal als Übersetzerin für eine alte Dame aus dem Schwarzwald gerufen, denn es gibt auch eine schichtenspezifische Sprache und nicht jede/r reagiert mit dem gleichen Einfühlungsvermögen. Insofern geht es um eine allgemeine Sensibilität. Das gesamte Klima in diesem Land hat sich verändert, das betrifft nicht nur Ausländer. Man braucht sich nur das Verhalten im Verkehr anzuschauen, wie jeder sich vordrängt. Das ist eine sehr ungünstige Entwicklung, die wir in dieser Gesamtheit in den Blick nehmen müssen.

Cornelia Ullrich: Die Pluralität in dieser Gesellschaft hat enorm zugenommen, nicht nur bezogen auf Migrantinnen. Hier leben Menschen mit unterschiedlichen sozialen Hintergründen und Lebensgeschichten. Müssen wir uns von der Vorstellung verabschieden, harmonisch zusammen zu leben? Braucht es unter diesen Bedingungen nicht auch eher geschlossen lebende Subgruppen?

Susan Bagdach: Ich denke, es geht um den Kontakt zu uns selbst. Wir müssen uns selbst wohl fühlen. Dann können wir auch mit anderen in Kontakt treten, egal wo dieser einzelne Mensch herkommt, aus welchem Land, welcher Schicht, mit welcher Identität auch immer.



Theda Borde: Ich würde das gerne politischer betrachten. Worum geht es in einer Gesellschaft? Es geht darum, die vorhandenen Strukturen und bestimmte Leistungen für alle zugänglich zu machen, beispielsweise Bildung und Gesundheitsversorgung. Es gibt Gesetze, die das für alle sichern. Uns sollte es darum gehen, dafür zu sorgen, dass dieser gesetzliche Anspruch für alle in ihrer Heterogenität auch praktisch umgesetzt wird. Wir sollten mal weniger von dem Bauchgefühl sprechen, sondern über Strukturen, die diskriminierungsfreier werden müssen. Es ist doch gar nicht so schwer eine heterogene Gesellschaft so zu gestalten, dass jeder seinen Platz hat und auch seinen Anteil leistet und bekommt. Das wird nicht nur von „Oben“ organisiert, sondern auch von Menschen in dieser Gesellschaft ermöglicht.

Susan Bagdach: Es ist nicht wahr, dass von allen der gleiche Zugang zum Gesundheitssystem und Bildung gewünscht wird. Das fängt schon in der Schule an: Es gibt „sehr gut“, weil es auch „unge-nügend“ gibt. Das sind dieser Gesellschaft innewohnende Strukturen, die Ungleichheit und Unge-rechtigkeit schaffen.

Theda Borde: Mir ist bewusst, dass wir im Moment ungleiche Zugänge und Verhältnisse haben. Aber das Ziel unseres politischen Engagements ist doch das Prinzip der Gleichheit. Und wir alle sind ein Teil dieser Gesellschaft und können uns dafür einsetzen.

Imane Mourid Kettani: Alle reden darüber, dass sich die neuen Flüchtlinge integrieren müssen in die deutsche Gesellschaft. Ich arbeite gerade in vielen Projekten mit den neuen Flüchtlingen, die mir sagen: Ich fühle mich gar nicht integriert. Wir müssen wie die Deutschen werden, um überhaupt akzeptiert zu werden. Integration hieße aber, dass wir die Menschen so akzeptieren, wie sie sind. Sonst fühlen sie sich ignoriert und haben nicht das Gefühl, ein Teil der Gesellschaft zu sein.

Publikum: Ich bin in Deutschland geboren und aufgewachsen, habe im Ausland studiert und bin jetzt seit einigen Jahren wieder hier. Ich habe gelernt meine Ressourcen und meine Energien dafür zu nutzen, mich selbst zu schützen vor dem Rassismus in dieser Gesellschaft, egal ob auf der Straße, in den Universitäten oder in Räumen wie diesen. Das sind keine Schutzräume für uns, auch hier sind wir dem Rassismus ausgeliefert als Struktur. Ich wundere mich zum Beispiel, dass hier kaum Frauen mit Migrationshintergrund vertreten sind. Dass Frauen sich organisieren, das ist super. Aber wir sind zwanzig Prozent der Gesellschaft und das müsste auch hier repräsentiert sein. Wo sind die Ärztinnen oder Psychologinnen mit Migrationshintergrund?

Publikum: Mein Beitrag passt jetzt ganz wunderbar. So etwas wie multikulturelle Ausbildung ist im Curriculum für die Pflege vorgesehen – aber nur für die Pflege. Ich wünsche mir, dass sich der AKF für die schnellere Anerkennung der Berufsabschlüsse von Migrantinnen einsetzt. Und ich wünsche mir, dass auch in den Curricula der anderen Heil- und Pflegeberufe multikulturelle Aspekte Eingang finden. Denn nur wenn das Thema in den Curriculum kommt, wird es auch berücksichtigt. Ich denke, dann hätten wir auch schon mehr Frauen mit Migrationsgeschichte auf Tagungen.

Publikum: Ich fand es sehr interessant sich psychoanalytisch mit dem Thema zu befassen und damit, was in den Biografien passiert. Ich meine aber – und das ist gerade für meine Generation wichtig – auch in diesem Raum, dass wir diskutieren müssen, warum wir immer noch zwischen „Deutschen“ und „Fremden“ unterscheiden. Warum sprechen wir nicht über Deutsche mit und ohne



Rassismus-Erfahrung? Ich habe mich zwangsläufig und pragmatisch an den Begriff „mit Migrationshintergrund“ gewöhnt, obwohl sich das immer noch wie eine Krankheit anhört. Was heißt es, weiß und deutsch zu sein, als soziale Positionierung, mit den entsprechenden Privilegierungen? Ich würde mir wünschen, dass innerhalb der Mehrheitsgesellschaft darüber nachgedacht wird. Was ist hier schief gelaufen? Wie können wir uns in Frage stellen und kritisch reflektieren? Es reicht nicht, sich mit den Geschichten der „Anderen“ zu beschäftigen und die Strukturen zu öffnen. So wie wir Männer auffordern sich in Frage zu stellen, so sollte sich auch die Mehrheitsgesellschaft in Frage stellen statt nur Multikulturalität zu konsumieren.

Susan Bagdach: Ich würde gerne noch zu Frau Özdaglar etwas anmerken. Sie haben frühkindliche Bindungsstörungen für Rassismus verantwortlich gemacht. Das finde ich verletzend, man soll halt selber schuld sein und sich nicht so anstellen. Sie haben von der Tochter ihrer Putzfrau berichtet, die Jura studieren will. Sie haben daraufhin gesagt, es wäre schön, wenn dieses Mädchen wenigstens Anwaltsgehilfin würde. Verweist das nicht auf Ihren inneren Rassismus? Wieso sollte das Mädchen nicht die Möglichkeit haben Juristin zu werden?

Aydan Özdaglar: Ich habe frühkindliche Bindungsstörungen nicht für Rassismus verantwortlich gemacht. Das Beispiel der jungen Frau: Bis zu dem angesprochenen Zeitpunkt wusste ich nur, dass sie sehr durchschnittliche Noten hatte und eben in der Familie meiner Putzfrau groß wird. Ich halte es für problematisch, den Wunsch Rechtsanwältin werden zu wollen, einfach nur zu übernehmen. Wenn das dann nicht geht, geht aus Enttäuschung oft gar nichts mehr. Möglicherweise ändert das Mädchen auch selbst noch ihre Meinung. Mir war wichtig darzustellen, wie sie allein dadurch, dass ihr ein Praktikum in der Rechtsanwaltskanzlei ermöglicht wurde, wie eine Rakete abging. Bis dahin hatte sie ja gesagt, wir sind doch nur Menschen zweiter Klasse. Sie ist dann auch noch dieser Anwaltsgehilfin begegnet und hat mit mir und ihr zwei Frauen kennen gelernt, die schon lange Deutsche sind und einen anderen Lebensweg haben als ihre Mutter oder andere Menschen aus ihrer Umgebung. Ich bin dafür dieses Mädchen in ihren Möglichkeiten zu unterstützen. Ich urteile nicht darüber, ob sie dies oder jenes schafft. Auch ihre Mutter ist weit unter ihren Möglichkeiten geblieben. Sicher können wir an dieser Stelle über Machtstrukturen sprechen, aber die werden wir nicht von heute auf morgen ändern können. Mir geht es deshalb auch darum, was wir im Kleinen ändern können. Und ich würde es auch bevorzugen alle Menschen, die hier leben, auch die Pass-Deutschen, als Deutsche zu bezeichnen. Dadurch können wir den Rassismus nicht vergessen. Aber es ist hierzulande im Vergleich mit anderen europäischen Ländern schon etwas Besonderes, immer wieder nach der Herkunft zu fragen. Also Menschen mit Migrationshintergrund zu fragen: Wo kommst du denn *eigentlich* her?

Publikum: Ich meine, wir müssen mehr über Machtverhältnisse sprechen. Es würde mich sehr interessieren, wie diese psychoanalytischen Erklärungen, die aufzeigen, dass wir Rassismus verinnerlichen, mit dem Blick auf Machtverhältnisse verknüpft werden können. Verinnerlichter Rassismus kann man ja auch wieder „entlernen“ und das findet eben nicht im luftleeren Raum statt. Dieser Frage nach Machtverhältnissen müssen wir auch in den feministischen Kreisen nachgehen. Ich arbeite bei der Frauenhauskoordinierung. Dieser feministische Raum ist extrem „weiß“. Wir müssen unsere eigenen Strukturen anschauen und fragen, welche Machtverhältnisse wir reproduzieren.



Aydan Özdaglar: Ich möchte klarstellen, dass es bei dem inneren Rassismus um etwas Psychisches, Internes geht, das mit der konkreten, äußeren Realität nicht unbedingt viel zu tun haben muss. Aber er ist eine Grundlage, die jede/r bei sich selbst sehen und anerkennen sollte, statt zu sagen „die Rassisten“ sind ganz woanders. Jemand sagte heute, die Helfer seien mit Vorsicht zu genießen. Da ist etwas dran, gerade bei uns, die wir Kranken und Flüchtlingen beruflich helfen. Manche kommen aus Nazi-Familien und möchten bei und für sich selbst etwas wieder gut machen. Ich möchte Ihnen hier Zygmunt Bauman, zum Beispiel „Flüchtige Zeiten“, ans Herz leben. Ein zusätzlicher Aspekt: Nichts ist in dieser Zeit statisch. Wir wollen jetzt etwas ändern und bis wir es getan haben, hat sich die Realität auch schon wieder gewandelt. Angesichts dieser Ver-rücktheit in der heutigen Welt ist es wichtig, auch sich selbst betrachten zu können. Ich habe das oft in Supervisionen und Seminaren für Sozialarbeiterinnen und andere soziale Berufsgruppen erlebt. Oft bricht es am Ende des Seminars aus jemandem hervor: Wenn dann die Kinder kommen und die Jungs über Tisch und Bänke springen, das ist doch unmöglich. An der Stelle müsste das Seminar beginnen statt zu enden. Es ist wichtig das zulassen zu können und einen anderen Zugang dazu zu bekommen, wie man Rassismus bekämpfen kann. Es reicht nicht auf AfD und Pegida zu zeigen.

Publikum: Mich beschleicht ein Unwohlsein, wenn wir uns gegenseitig voneinander abgrenzen. Ich fühle mich selbst ständig mit diesen Abgrenzungen konfrontiert. Den kleinen Film von Susan Bagdach fanden viele brilliant – und gleichzeitig hat er uns erwischt. So wie die Frau an der Haltestelle fragen auch wir: Wo kommen Sie denn *eigentlich* her? Das ist nicht unbedingt rassistisch gemeint, sondern durchaus auch nett und interessiert. Das Spektrum der Motive und Interpretationen ist größer als klare Trennungen zwischen „gut“ und „böse“, „rassistisch“ und „nicht rassistisch“. Frau Özdaglar hat brilliant die innerpsychischen Situationen aufgezeigt und Theda Borde politisch auf die Zustände geschaut. Jede hat ihre Kompetenzen für und in ihrem Fachgebiet dargestellt. Es geht gar nicht nur darum, was hier „gut“ oder „richtig“ ist. Wir sollten uns am Ende dieser Tagung doch eher klar darüber werden, wo die Entwicklung hingehen sollte und was wir hier, mit diesem starken Verband auf den verschiedensten Ebenen tun können – wenn auch mit schlechten Finanzen. Sonst fühle ich mich so, als würde ich mich für jedes Wort entschuldigen müssen, weil wir gerade gelernt haben, dass dies oder jenes als „rassistisch“ interpretiert werden kann. Wir reflektieren doch genau das gerade, aber wir müssen uns auch da abholen, wo wir stehen. Wir können nicht gleich jedes Wort auf die Goldwaage legen, denn sonst werden wir stumm. Ich will aber nicht stumm werden.

Publikum: Diese Diskussion um Sprache ist in unserer feministischen Bewegung fast vierzig Jahre alt. Wir waren in all diesen Workshops und wir machen das ja immer noch und sprechen über inneren Rassismus und all das. Wir haben auch schon immer gesagt: Das Persönliche ist das Politische und umgekehrt. Dabei geht es nicht um Bauchgefühl sondern um Machtstrukturen. Frau Özdaglar hat diese Verschränkung von Klassismus und Rassismus angesprochen. Die Geschichte der jungen Frau, die sich nicht zugehörig fühlte, hat mich an meine Geschichte als Arbeitertochter im Ruhrgebiet vor der sozialdemokratischen Bildungsreform der 70er Jahre erinnert. Ich durfte nicht auf das Gymnasium, war dann aber doch auf dem Gymnasium und in der Universität – mit dem Gefühl nicht so richtig dazuzugehören. Mit meinen schwarzen Stiefeln, die ich von meinen Eltern zum Abitur geschenkt bekam, war ich dort „fremd“. In meinen Klassen gab es damals noch keine Kinder von Gastarbeiterinnen, so hießen die ja damals. Da gab es den Vergleich nicht. Ich kann mir



aber vorstellen, wie die neue Generation von Einwanderinnen im Ruhrgebiet sich zehn Jahre später gefühlt hat. Rund vierzig Prozent der Menschen hier im Ruhrgebiet kommen aus Polen und anderen Ländern. Das sind persönliche Geschichten, in denen aber auch die Machtstrukturen erkennbar sind. Zum Punkt „Sprachbarrieren“, Frau Borde sprach darüber: Wir haben gerade ein EU-Projekt über gesundheitliche Auswirkungen von häuslicher und sexualisierter Gewalt im Krankenhaus abgeschlossen. Wir haben mit Ärzten, Ärztinnen und Pflegekräften gesprochen. Der wichtigste Faktor, den wir ermittelt haben, waren Sprachbarrieren. Nicht so sehr auf Seiten der Patientinnen sondern der Ärzte und Ärztinnen. Zumindest hier im Ruhrgebiet und NRW arbeiten viele, die nicht „bio-deutsch“ sind und ein großes Sprachproblem haben. Wenn diese Fachkräfte auf die immens vielen nicht „bio-deutschen“ Patienten und Patientinnen treffen, haben wir ein doppeltes Problem. Die Lage ist also sehr komplex und kompliziert.

Theda Borde: Was ist eigentlich mit „bio-deutsch“ gemeint? Das ist ein sehr problematischer Begriff. Deutschsein ist doch einfach, einem Land zugehörig zu sein.

Publikum: Das ist kein guter Begriff. Ich habe ihn erstmalig benutzt, um einen sonst sehr langen Satz einfach abzukürzen.

Imane Mourid Kettani: Der Pass alleine ist es nicht. Man muss schon weiß sein, gerne auch schön blond. Das ist typisch deutsch.

Publikum: Uns ist im AKF schon schmerzlich bewusst, dass wir wenige Frauen mit einer sichtbaren Migrationsgeschichte in unseren Reihen haben. Die Frage ist, was machen wir damit? Der gute Vorsatz, das zu wollen, das funktioniert nicht. Deshalb möchte ich fragen: Was sind die Gründe dafür? Was können wir tun, damit sich das ändert? Wo könnt Ihr uns dabei helfen?

Aydan Özdaglar: Wir müssen die Sprache nicht neu erfinden. Wir sprechen auf verschiedenen Ebenen und aus ganz unterschiedlichen Perspektiven mit der gleichen Sprache über das gleiche Phänomen. Ich wollte noch weiteres dazu sagen: Ich arbeite in einer europäischen Föderation, in der psychoanalytische Vereine zusammenkommen, die in Europa tätig sind. Wir hatten die Frage: Warum haben wir so wenig Psychoanalytikerinnen mit muslimischen Hintergrund in unseren Reihen? Einer in der Gruppe sagte: „Because you are bloody racists.“ Das kann man natürlich nicht so einfach sagen und das ändert auch nichts. Es geht auch um institutionellen Rassismus, den uns auch der NSU beigebracht hat: Was ist denn in unserer Fach-Gesellschaft los, wenn wir so wenige Migranten und Migrantinnen unter uns haben?

Theda Borde: Ich finde erst mal großartig, dass wir das Thema Migration auf der Agenda haben. Wir haben unterschiedlichste Facetten von Migration berührt, auch durch diese beeindruckenden Lebensgeschichten. Sie zeigen, wie sehr belastet die Situationen der Migrantinnen sein können. Sie zeigen aber auch: Hallo, wir sind hier und es ist richtig so, zeigt Euch! Ich würde die Frage, warum hier wenige Migrantinnen im AKF sind, anders stellen. Ich würde fragen: Was kann der AKF tun, damit diese Thematik besser in die Strukturen der Gesellschaft verankert wird? Das kann auch in der Forschung und in den Institutionen ansetzen. Dafür brauchen wir klare Daten über mögliche Benachteiligungen. Solche Erfassungen finden nicht statt, um mehr Druck zu erzeugen, sondern um Ressourcen und Möglichkeiten der Teilhabe zu identifizieren.



Publikum: Es gibt in der Mehrheitsgesellschaft verschiedene Formen der Diskriminierung. Rassismus unterscheidet sich insofern davon, dass man ihm immer ausgeliefert ist außerhalb von Schutzräumen, beim Einkaufen oder auch hier. Es gibt einen Punkt, wo man das nicht mehr ertragen kann, zum Beispiel auf der Party irgendwelche Kommentare über Flüchtlinge hören zu müssen. Ich merke wie ich bei dem zunehmend spürbaren Hass gegenüber Menschen mit arabisch-islamischem Hintergrund meinen Bekanntenkreis viel deutlicher auswähle, um nicht erst mal ein Bild aufgestempelt zu bekommen.

Publikum: Ich habe eine Diskussion in einem interkulturellen Frauenzentrum moderiert, in dem fast nur Migrantinnen arbeiten. Ich habe es als eine Art Bestrafung empfunden, als immer wieder pauschal gesagt wurde: Ihr seid alle Rassistinnen. Das stimmt nicht und es ermöglicht auch nichts.

Susan Bagdach: Du bist vielleicht keine Rassistin, aber du profitierst vom Rassismus. Du bist in einer privilegierten Situation, so wie ich auch. Ich weiß, wie privilegiert ich bin und auch davon profitiere, dass es anderen schlechter geht. Manchmal ist es aber eben gut, das auch mal sagen zu können. Ich verstehe aber, dass genau das bei dir so negativ ankommt.

Cornelia Ullrich: Ich würde gerne darauf zurückkommen, was wir und der AKF tun können, um einen konstruktiven Weg zu beschreiten.

Publikum: Wir wissen alle, dass der AKF weiß und mittelständig ist. Deswegen versuchen wir auf dieser Tagung miteinander ins Gespräch zu kommen. Ich bin für dieses Experiment und die ganz verschiedenen, angesprochenen Aspekte sehr dankbar und habe viel gelernt – über institutionellen Rassismus, darüber wie unterschiedlich die Migrantinnen und ihre persönlichen Geschichten sind, über die wir viel zu wenig wissen. Mich würde interessieren, ob es so etwas gibt wie eine Art islamischer Psychoanalyse, die diese institutionellen und persönlichen Ebenen verbinden kann.

Imane Mourid Kettani: Wir haben diese Geschichten der geflohenen Frauen nicht nur für uns gemacht. Auch die interviewten Frauen erwarten etwas. Zum Beispiel die Geschichte von Aisha aus Syrien, die seit zwei Jahren in Deutschland ist. Es wird einfach nichts gemacht. Sie hat die immer gleichen Probleme mit dem Jobcenter: Sie hat keinen Kindergartenplatz für ihre Tochter, sie wird als Frau mit Kopftuch nicht akzeptiert. Es ist schön, dass wir über den AKF Öffentlichkeit herstellen können, es geht aber auch darum, dass sich die Situation der Frauen ganz praktisch ändert.

Publikum: Ich möchte gerne an den Anfang der Tagung erinnern. Es geht um ein „In-Beziehung-Gehen“. Wenn ich das auf meine Arbeit in der Beratungsstelle rund um das Thema Geburt beziehe, heißt das: Wie kann die Situation für Frauen aus anderen Kulturen in der Geburtshilfe besser werden, trotz des Hebammenmangels. Wie geht es einer Frau, die sich sprachlich nicht ausdrücken kann oder der nicht zugehört wird? Das sind für mich Anknüpfungspunkte, um in Beziehung zu gehen, auf der beruflichen, der fachlichen Ebene, die möglicherweise auch zu intensiveren Kontakten auf persönlicher Ebene führen können.

Susan Bagdach: Ich organisiere die interkulturellen Gesundheitstage mit Frauen aus den unterschiedlichsten Ländern, die zum Teil weder arabisch noch englisch sprechen. Wir können aber in Kontakt gehen. Ich glaube, die Erfahrung von Rassismus verbindet. Es geht nicht darum, dass sich



andere schuldig fühlen und mea culpa sagen. Übrigens auch nicht in dem Film. Das Thema war, dass die Mädchen aus ihrer Sicht ihre Situation darstellen, wie sie sich fühlen. Das sollten Menschen, die diesen alltäglichen Rassismus nicht erfahren, einfach mal aushalten.

Publikum: Ich möchte nochmal darauf zurückkommen, wie sich der AKF öffnen kann. Ich fand es sehr schön die Stimmen von den geflüchteten Frauen zu hören. Gleichzeitig finde ich aber auch, es sind wieder die anderen Frauen, die diese authentischen Stimmen zu Gehör bringen durch das Vorlesen. Die Frauen selbst sind nicht da. Es gibt in Deutschland so viele Erfahrungen der Flucht und Migrationsbewegungen. Migration ist ein Prozess, den es schon lange und global gibt. Um sich zu öffnen, müssten auch die eigenen Familiengeschichten mit diesen Migrationsbewegungen in den Blick genommen werden. Und klar, es gibt Personen, die sich mehr mit dem internalisierten Rassismus auseinandersetzen müssen als andere. Aber dabei gibt es viel zu entdecken. Wo schiebe ich anderen etwas zu, beispielsweise das Exotische eher der schwarzen Frau, aber doch nicht mir? Das kann doch sehr interessant sein. Das ist für die Menschen mit der Erfahrung des Rassismus anders als für jene mit einem eigenen, internalisierten Rassismus. Das Problem am Rassismus ist ja, dass es uns trennt. Wenn wir versuchen zu erfahren, wo trennt er uns, können wir vielleicht eine Brücke schlagen und gemeinsam dagegen vorgehen.

Publikum: Ich kann zum AKF, den ich noch nicht so lange kenne, nicht so viel sagen. Auf einer breiteren Ebene aber arbeiten viele in feministischen Strukturen oder sind in ihrer Arbeit feministisch aktiv. Dort ist es wichtig sich Kritik anzuhören und nicht sofort davon auszugehen, dass alle nett zueinander sind. Nochmal: Warum sind so wenig Migrantinnen in unseren Strukturen? Da geht es schon um Fragen wie diese: Wie sprechen wir über Menschen? Wen definieren wir als anders? Wie gehen wir mit Sprache um? Das gehört in feministischen Kreisen zur Tradition, das eigene Handeln und Denken zu reflektieren, damit sich auch Strukturen verändern. Es geht aber auch um Ressourcenverteilung. Derzeit gibt es Gelder für die Arbeit mit geflüchteten Frauen. Wer kriegt die gut bezahlten Stellen? So jemand wie ich. Das hat nicht einfach damit zu tun, dass ich die Qualifizierteste bin. Es hat auch damit zu tun, dass ich weiß bin, gut in die Strukturen passe, akzentfrei akademisches Deutsch spreche. Die Muttersprachlerinnen werden fürs Dolmetschen schlecht bezahlt oder ganz ehrenamtlich einbezogen. Fachkraftstellen besetzen wir mit weißen Deutschen, die nicht arabisch sprechen. Das müssen wir diskutieren – und zwar nicht als Schuldfrage.

Publikum: Ich will eine ganz konkrete Frage stellen. In welcher Form kann der AKF attraktiv sein für Frauen mit Migrationserfahrung? Müssten wir Vorstandsposten anders besetzen? Müssten wir Fortbildungen machen gemeinsam mit Organisationen wie HOLLA? Wie sähe eine konstruktive Integration aus?

Susan Bagdach: Vorstandsposten und Fortbildung sind eine gute Idee. Oder auch gemeinsame Projekte, zum Beispiel zum Problem „Jungfernhäutchen“.

Publikum: Ich möchte für ein wenig mehr Bescheidenheit plädieren, das betrifft den AKF aber auch andere Organisationen. Im AKF sind nicht nur wenige Migrantinnen sondern auch keine Arbeiterinnen. Es ist vielleicht eine Anmaßung, die Interessen und unterschiedlichen sozialen, klassenbezogenen und auch biografischen Lagen aller möglichen Menschen stellvertretend repräsentieren zu



können. Vieles geschieht doch auch nebeneinander – nicht gegeneinander. Ein zweiter Punkt: Ich halte mich in diesen und anderen Räumen auf, weil ich politisch agieren möchte. Dazu gehören auch Konflikte, auch eine respektvolle Atmosphäre. Es geht mir um unterschiedliche Analysen darüber, was Rassismus ist, in welchem Verhältnis er zur Klassenfrage steht? Ob Rassismus nur in Mehrheitsgesellschaften zu verorten oder auch ein Phänomen unter Minderheiten ist? Es gibt heute so viele interessante und verschiedene Ansätze, die ich nicht aus den Augen verlieren möchte. Die Gefahr sehe ich aber, wenn wir vor allem auf einer persönlichen und auch moralisierenden Ebene diskutieren. Was folgt daraus, wenn ich meinen persönlichen Rassismus entdeckt habe und vor allem öffentlich bekenne? Außerdem droht hier auch der organisierte Rassismus aus dem Blick zu geraten – oder auf eine individuelle Ebene eingedampft und unkenntlich zu werden. Das ist kein Plädoyer gegen eine Auseinandersetzung um Sprache und innere Rassismen, sondern für eine andere Gewichtung.

Publikum: Der AKF hat das Ziel eine frauengerechte Gesundheitsversorgung zu schaffen. Das bedeutet in unserer Einwanderungsgesellschaft selbstverständlich, dass wir alle, auch die Migrantinnen, berücksichtigen. Forschung ist für uns ein wichtiges Feld und auch wie sich Politik entsprechend gestalten müsste. Viele unter uns sitzen in Gremien, die Forschungsanträge begutachten und Förderentscheidungen treffen oder Versorgungsangebote etablieren. Auch wenn im AKF selbst nicht viele Migrantinnen sind, können wir das heutige Thema doch in solchen Einfluss-sphären unterbringen um eine frauengerechte Gesundheitsversorgung zu ermöglichen.

Cornelia Ullrich: Wir müssen leider zum Schluss kommen. Ich danke Ihnen und Euch für die ganz unterschiedlichen Aspekte, Diskussionsbeiträge und teils sehr persönlichen Erfahrungen, die in der Diskussion geäußert wurden. Ich habe viel dazu gelernt und eine Menge Anregungen zum Weiterdenken erhalten. Mein persönliches Fazit ist, dass wir alle – weiße Mehrheitsdeutsche, Migrantinnen unterschiedlicher Herkunftsländer und Frauen mit Rassismus-Erfahrung – noch mehr miteinander ins Gespräch kommen müssen, um das Miteinander besser gelingen zu lassen.